

In dieser Ausgabe


**WOLFGANG
MÜLLER-FUNK**

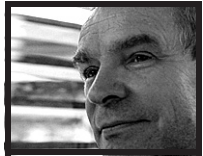
Geboren 1952 in Bremen. Dr. phil. habil. Literaturwissenschaftler, Kulturtheoretiker. 1998 bis 2002 Professor für German Cultural Studies an der Universität Birmingham. Lehrt am Institut für Germanistik in Wien. Bücher: u. a. „Der Intellektuelle als Souverän“, „Die Kultur und ihre Narrative“; zuletzt, bei UTB: „Kulturtheorie. Einführung in Schlüsseltexte der Kulturwissenschaften“. **SEITE I**


**MARTINA
WITTELS**

Geboren 1959 in Wien. Dr. med. Anästhesistin, Schmerztherapeutin. Lebt zur Zeit in Oberösterreich und arbeitet in Deutschland im Bereich der Psychosomatik. Seit 2001 Veröffentlichung literarischer Texte (in „Kolik“, „Wespennest“, „Spectrum“). **SEITE II**


**BETTINA
REITER**

Dr. med. Studierte Philosophie und Medizin in Wien, wo sie auch ihre psychoanalytische Ausbildung absolvierte. Seit 1990 in niedergelassener Praxis als Nervenärztin und Psychoanalytikerin tätig. Verantwortliche Herausgeberin der „Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis“. **SEITE IV**


**WILHELM
HENGSTLER**

Geboren 1944 in Graz. Dr. jur. Autor, Dramatiker, Filmemacher. Drehte u. a. die Spielfilme „Fegfeuer“, „Tief Oben“ sowie die Dokumentation „Vorname Maria“. Theodor-Körner- und Manuskripte-Preis. Im Droschl Verlag erschien die Erzählung „Fare“; in der Bibliothek der Provinz „Hanns durch die Zeit“. **SEITE V**


**FRANZ
SCHANDL**

Geboren 1960 in Heidenreichstein, Niederösterreich. Studium der Geschichte und der Politikwissenschaften in Wien. Dr. phil. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt, gemeinsam mit Gerhard Schattauer: „Die Grünen in Österreich. Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft“ (im Promedia Verlag, Wien). Redakteur der Zeitschrift „Streifzüge“. **SEITE VI**

Dumme Liebe 1

Von Robert Schindel

Im Angesicht der Frau
Der ich wegen des fahlen Blicks
Und der einfachen Gesten
Sowie allem anderen verfallen bin

Salutieren die Sehnen auf
Buckeln die milchsaurigen Muskeln
Klappern die Augenlider zum Takt
Eines Davoneilenden ich bins der

Reißaus nimmt im inneren
Atem zurück will
Zu der Person die ihm
Alles ist und nichts

Aus dem Gedichtband „Mein maus-
klickendes Saeculum“, soeben heraus-
gekommen im Suhrkamp Verlag.

Müller-Funk: Drosendorf Fortsetzung von Seite I

wird. – In den vergangenen Jahren habe ich mich im Rahmen von kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekten mit dem Verhältnis von Zentrum und Peripherie beschäftigt. Mehr und mehr denke ich, dass es sich dabei um ein zeitliches Phänomen handelt, um Geschwindigkeit und Rhythmus. Peripherie ist dort, wo Veränderungen aus den Metropolen verspätet oder gar nicht ankommen. Wo Wiederholung wahrscheinlich ist, jene Wiederholung, der wir zu enttrinnen trachten und ohne die wir doch nie lebensfähig wären. Pizza gab es hierzulande erst in den Neunzigerjahren, Thai-Küche und Sushi werden hier – zum Bedauern von Multikulturalisten – wohl nie ankommen, übrigens ebenso wenig wie McDonald's. Sie widersprechen dem Genius Loci. Andere, maßgeblichere Veränderungen, etwa in dem undurchsichtigen Kosmos Familie, sickern jedoch ein: gescheiterte Lebensbeziehungen, Trennungen, die Emanzipation von Frauen, die gut ausgebildet und selbstbewusst sind.

Was sich indes, ungeachtet gewisser Rückzugsmomente traditioneller Maskulinität, hartnäckig hält, das sind Blaskapelle und Käsekrainer, Feuerwehr und überhaupt Vereine, Vereine. Was sich freilich allmählich leert, das sind – durch Skandale, Generationswechsel und zunehmende Indolenz der örtlichen Bevölkerung beschleunigt – die Kirchenräume. Noch immer gewährleisten all diese Orte jenen Zusammenhalt, der ein Luxus des Lebens auf dem Lande und nicht bloß soziale Kontrolle ist. Die Menschen kennen einander, gestalten ihren sozialen, realen und symbolischen Raum. Das, und nur das, unterscheidet sie heute von den Menschen an den Stadträndern und im städtischen Umland.

Das Leben der einzelnen Menschen hier draußen – und das hat den ländlichen Raum so beliebt gemacht für die österreichische Literatur nach 1945 – ist so sichtbar wie ihr Verschwinden, etwa das Verschwinden „meines“ Biobauern aus dem Nachbardorf, der uns regelmäßig frische Forellen brachte und mit mir über dies und das plauderte. Bei der Erinnerung an die Toten, die so sichtbar um die Altstädter Kirche ruhen, fällt mir auf, dass wir im Kosmos dieser Stadt angelangt sind, Freunde haben, viele Bekannte, wie das unmissverständliche Handzeichen von Auto zu Auto verrät. Oder zum Beispiel etwas tun, was wir in Wien niemals tun würden. Zum heimischen Ball im Jänner gehen.

Ich kenn' all diese gesellschaftlichen Erlebnisse und Ereignisse auf dem Lande zweimal, das eine Mal von eigenem Augensein, das zweite Mal von den unzähligen Beschreibungen in der österreichischen Anti-Heimat-Literatur, wo das Land seit Hans Lebert und Thomas Bernhard als Ort der Heim-Tücke, der Bosheit und Unbelehrbarkeit erscheint – ein Stereotyp, das verblüffend ähnlich funktioniert wie der verirrte, verzehrende und verzerrende Blick auf alles Fremde. Soweit das Urteil über das österreichische Heimat-Land stimmt, hat es mit dem schon erwähnten verlangsamtsten Lebenstempo der Peripherie, aber auch mit dem Jeder-kenn-t-jeden zu tun. Kleinteiligkeit bremsst Lernprozesse – ich denke etwa an die ungeschönen Seiten unserer historischen Vergangenheit – mindestens um eine Generation: Man kennt einander und lebt auf engem Raum miteinander. Umgekehrt tun sich auch ungeschöne politische Gruppierungen in diesen überschaubaren, struktural-konservativen, noch immer patriarchal geordneten Räumen schwer. Anders als in der Stadt wird hier draußen zum Beispiel der FPÖ-Sympathisant nur vereinzelt sichtbar, riskiert das Dasein als Außenseiter. Es müsste sehr viel passieren, dass sich die Menschen erheben und ihre kleine Welt radikal verändern würden. Warum auch sollten sie es tun? Sofern die Ökonomie stimmt, könnte es sein, dass die scheinbare Rückständigkeit wahren Fortschritt bedeutet. Angesichts der rasanten Geschwindigkeit unserer Hypermoderne gibt es zwei Strategien: mitrennen, bis einem die Luft ausgeht; oder anhalten, bis das scheinbar Überholte wieder zum Zug kommt.

Zwischen Zentrum und Peripherie besteht ein symbiotisches Abhängigkeitsverhältnis, wie es ja die zahlreichen „Zweitwohnsitzer“ aus Wien und anderswo einleuchtend belegen, die aus Drosendorf im Sommer eine Stadt machen, die, bevölkerungsmäßig ver-

doppelt, anders funktioniert als zu den anderen Jahreszeiten. (Das ist natürlich eine maßlose Übertreibung; der noblen Reserviertheit der einheimischen, überwiegend auf die heimische Klientel, weniger auf den Gast von außen abgestellten Gastronomie ist es – indirekt – zu verdanken, dass dieser malerische, atmosphärisch unverwechselbare Ort im Sommer nicht überquillt.)

Orte sind, wie Georg Simmel geschrieben hat, dadurch charakterisiert, dass sie von Menschen benutzt werden. Solche Orte nennt Simmel erfüllte Orte. Drei Viertel des Jahres ist Drosendorf ein gemächlicher und stiller Ort, an dem ich beim Schlendern über den Hauptplatz den Busfahrer, die Apothekerin, den Gemeindegastwirt oder die Bankdirektorin treffe.

Dabei fällt auf, dass Drosendorf doch nicht die Wiederkehr des ewig Gleichen bedeutet. Eine Bankdirektorin gibt es noch gar nicht so lange, übrigens auch nicht Stadt- und Gemeinderätinnen. Die Frauen sind sichtbarer geworden. Dass mehr Kinder zu sehen sind als vor 20 Jahren, mag auch damit zusammenhängen, dass es mehr Menschen gibt, die hierbleiben. Das Verschwinden von Polizei, Post, Bahn hat hingegen eine klare Ursache: An der Peripherie werden die Kollateralschäden sichtbar, die eine deregulierte Ökonomie bewirkt, wie sie heutzutage leider nahezu in allen politischen Lagern Mode geworden ist.

Verschwinden sind im Ortsbild die letzten Bauern und ihre Betriebe. In den vielen Bauernhöfen im Umland, in den Katastralgemeinden, leben nur mehr wenige Großlandwirte, Farmer, ansonsten Angestellte, Pendler. Manche Höfe stehen leer oder dienen nur mehr als Speicherräume und Lager. Das Verschwinden der bäuerlichen Welt vor bäuerlicher Kulisse. Ob der ländliche Lebensstil sich erhält, auch wenn ihm die ökonomische Basis mehr und mehr abhandengekommen ist? Auffällig drückt sich dieser

Wandel am Ortszugang aus: Dort steht, unweit von dem prachtvollen Schüttkasten, ein Rundbau mit grünem Dach, der von fern her an eine Moschee erinnert, der freilich das Minarett fehlt. Aber natürlich gibt es kaum sesshaft gewordene Fremde, schon gar nicht Muslime. Es handelt sich um einen Zweckbau. Wie der Lagerhausturm zur Rechten zeugt er von einem radikalen Wandel der ländlichen Lebenswelt. Der Bau ist eine Biogasanlage, die mit diesem Wandel ursächlich in Zusammenhang steht: Suche nach neuen Wirtschaftsformen und Einkünften in einer Landwirtschaft, die keine mehr ist.

Am merkwürdigsten mag anmuten, wie wenig die Grenzöffnung eine Stadt verändert hat, die rund zwei Kilometer Luftlinie vom nächsten tschechisch-mährischen Ort entfernt ist. Migration findet schon lange nicht mehr an der Grenze statt, sondern in den großen Städten. In den ersten Jahren pilgerten die Drosendorfer scharenweise zum billigen Essen in den Gasthäusern drüben, aber das hat schnell nachgelassen, so wie die Neugierde auch. Und auch die Gäste aus Tschechien, die immerhin an der einen oder anderen Ecke sprachlich willkommen geheißen werden, sind, von einigen Dienstleistungen abgesehen, eher rar, unsere nördlichen Nachbarn fahren zum Skifahren nach Westösterreich und verbringen die Sommer, wie wir, zu Hause oder am Meer. Wer kommt, das sind Wiener, Deutsche, eine Handvoll Niederländer, ein paar Westösterreicher.

Die Menschen, die sich aus den neuen Demokratien Zentral- und Osteuropas dauerhaft nach Drosendorf verirrt haben, sind indes beinahe an einer Hand zu zählen. Ob es je dazu kommt, dass unsere neuen und alten Nachbarn zu uns kommen, Geschäfte oder Gasthäuser aufmachen, weil sie bemerken, dass in dieser Gegend die Wertschöpfung beispielsweise aus dem Tourismus nicht optimiert wird, ist ungewiss, ja nicht sehr wahrscheinlich. Viel wahrscheinlicher, dass die Menschen unter sich bleiben, im Sommer in der Kohabitation mit den Städtern. Bleibt die Frage, welche nächste Welle die Peripherie erreicht und wie sie mit sich zurechtkommt, nach dem Ende der klassischen Agrarkultur und dem nostalgischen Sommerfrische-Urlaub. 2008 gilt wie 1992: Drosendorf ist eine der feinsten Kleinstädte gerade im Vergleich mit dem Rest der Welt. Eine Wiederholung in Maßen. ■



Im Touristensommer verräterisch fremd: Drosendorf. [Foto: Freitag]

Vom Schweigen der Bürger: über den im „Spectrum“ geschilderten Fall der jungen slowakischen Pflegerin Denisa Šoltisová, die in Oberösterreich auf dubiose Weise ums Leben kam.

Von Martina Wittels

Wer denkt an dich, Denisa?

Menschen, die am Fluss wohnen, leben im Winter viele Tage und Nächte lang im Nebel, und je nebeliger es wird, desto eher halten sie jede, die tot ans Ufer geschwemmt wird, für eine Selbstmörderin. Polizisten und Ärzte sind geneigt, dem, der aus dem Wasser gezogen wird, Lebensuntauglichkeit zuzuschreiben. Denisa, wo bist du da hineingeraten? Klug und schön. Mutig und gut ausgebildet. Du bist doch nicht freiwillig nackt im Jänner ins Wasser gegangen! Bist im Winter ohne Schuhe durch die Stadt gelaufen, und niemand hat sich etwas dabei gedacht? Menschen in einer Kleinstadt behalten sich vor, bei geringeren Anlässen viel zu denken und noch mehr zu reden. Bei dir haben alle geschwiegen.

Ich stelle mir vor, Denisa, wie du durch das Hochland deiner Heimat reist, fort von zu Hause, neugierig zu erfahren, wie es dort, wo der Wohlstand herrscht, ist. Wie war es, das Leben des alten, verstummten Primarius zu begleiten, ihn zu wenden, zu waschen, zu füttern? Ihm die Hand zu halten und seiner Frau zur Hand zu gehen, in einem Haus zu leben, das dir fremd ist, und sich seinen Gesetzen zu beugen? Dazu braucht man einen festen Charakter und ein freimütiges Herz. Ist man von Zweifeln und Depressionen geplagt, sucht man sich eine andere Arbeit. Was mag dir zugestoßen sein, dort, wo man deine Sprache nicht spricht, dort, wo es selbst im Sommer kalt ist. Ein Frösteln ist immer dabei, wenn das Leben dem Tod weicht. Wenn die Hand, die du hältst, jeden Tag knochiger wird und der Mund, den du fütterst, immer stummer; und im Haus nur noch das Geplapper der anderen zu hören ist, das dahinplätschert im sicheren Brunnen der Bürgerlichkeit.

Im Selbstmord schläft auch der Mord. Es gibt viele Gründe, ein Ende zu nehmen; einer löscht sich aus, weil in ihm selbst der größte Feind hockt, einer löscht sich aus, weil er nicht mehr weiß, wie er die Straße queren soll, mag sein, dass auch Rache, Wut und plötzliche Verzweiflung das Auto an die Wand lenken lassen; aber von der Gesundheit in die Krankheit zu springen, als nähme man eine Hürde – das kenne ich nicht. Das Ende des Lebens kann überraschend sein, aber immer gibt es eine Antwort, meist eine sehr persönliche, die vielleicht nur wenige verstehen. Nach dieser Antwort nicht zu fragen, wenn eine junge Frau mit blauen Flecken am Körper nackt aus dem Fluss geborgen wird, lässt mich seit Tagen schauern. Sich nicht zu fragen, wer oder was sie getötet hat, sich nicht zu fragen, wie ihr Leben bis dahin verlaufen ist, das alles beschämt mich, und ich denke an die Frauen von Ciudad Juárez, die lautlos verschwinden und hinter einer Sanddüne verscharrt werden, nachdem sie wie Hündinnen geschändet worden sind. Ich denke an meine eigenen Reisen, wie leicht hätte man mich in einem Sandloch vergraben oder in einem Plastiksack zurück nach Hause schicken können. Ich denke an die jungen Frauen von heute, die mit wachem, offenem Blick von zu Hause wegfahren.

Denisa, ein Schriftsteller, der deine Sprache spricht, und ein Gerichtsmediziner aus deinem Land haben erreicht, dass die Staatsanwaltschaft sich wieder mit Gerechtigkeit befasst. Nun schlaf ruhig, ich halte dich auf dem Laufenden. ■

Der Bericht über Denisa Šoltisová – „Fluss, warum sprichst du nicht?“ von Martina Wittels – ist im „Spectrum“ vom 23. August erschienen und nachzulesen unter: www.diepresse.com/spectrum.